

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 25 (1935)
Heft: 50

Artikel: Schwester und Bruder [Schluss]
Autor: Odermatt, Franz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-648845>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 50 - 25. Jahrg. Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern 14. Dezember 1935

Die Mutter. Von Hugo Salus.

Zum erstenmal, seitdem sie Mutter ist,
Verlässt sie heut das Bett. Und immer wieder
Vom Kinde, das sie in der Wiege küsst,
Geht sie zum Fenster freudig auf und nieder.

O, wie so glücklich sieht sie heut hinaus:
Die Strasse drunten mit den Krämerfrauen,
Die Werkstatt drüben mit dem kleinen Haus,
Nun darf sie alles dieses wieder schauen.

Da sieht sie drüben jenes arme Weib,
Das sie so oft mit bangem Blick gesehen,
Gleich ihr gesegnet an dem jungen Leib,
Mit ihrem Kind am offenen Fenster stehen.

Auch sie schaut her. Sie schauen sich lange an,
Wie zwei Soldaten nach erkämpftem Siege.
Die Arme grüsst; die Reiche dankt. Und dann,
Dann eilt sie glühend zu des Kindes Wiege.

Sie beugt sich nieder, nimmt ihr Kind hervor
Aus seines Bettchens spitzenreicher Seide,
Zum Fenster eilt sie, hebt es hoch empor:
Wie Priester mit Monstranzen stehn sie beide.

Schwester und Bruder. Novelle von Franz Odermatt.

13

Ein Lachteufelchen verdarb ihm die ernste Miene und blähte ihm die Oberlippe wie die Rüstern eines mutwilligen Füllens, als er den Ratsherr mit den Augen maß und fragte:

„Ein Meiteli?“ Der Herr verriet damit dem Besucher schon, daß er um sein Anliegen wußte. Vor knapp einem Jahre trug er ihn und seine Frau ins Ehebuch ein und er verstand die Frist zu berechnen, innert der junge Eheleute die Wiege bereit zu halten pflegten. Der junge Vater und Ratsherr dazu beeilte sich aber rasch und in sicherem Tone, des Helfers falsche Meinung zu korrigieren.

„Nein, nein, ein Bub, das will ich meinen.“

„Nicht so laut. Die Meitli sind auch nicht zu verachten. Als Ihr vor zehn Monaten da waret, da dachtet Ihr besser über sie. Nicht? Und daß Ihr's wißt: Es stehen fünf Männer schief im Leben und nur eine Frau ...“

„Sieben Bazen kostet das Geschäft. Ich hätt's auch bei einem Meitli nicht billiger gemacht ...“

Der Ratsherr zahlte und ging. Der Stumpen war ihm unterdessen im Mund erloschen.

Der Ratsherr Meinrad Reiherr legte seine Pflichten als Richter und Berater des Volkes nicht auf die leichte Achsel. Eine neue Zeit stürmte über die von den alten guten

Traditionen errichteten Satzungen hinweg. Sie predigte die Freiheit, eine Freiheit, vor der Meinrad sich fürchtete. Der Lasterstein, auf den die Missetäter als warnende Exempel hinausgestellt worden waren, war gefallen. Einen Stein durchs Fenster fürchtete er weniger als das Wort Humanität. Die zivile Ehe, die freie Niederlassung und Ausübung jeden Handwerks und Gewerbes. — — — Diese Sorgen standen schon frühmorgens, wenn er erwachte, an seinem Bette und begleiteten ihn während er im Stalle molk und hirtete.

Doch als er heute in den Ratsherrenrock schlüpfte und über den Vatermördern das seidene Halstuch verknotete, und besonders jetzt auf dem Wege zum Rathaus, im Angesicht der zum Himmel ragenden Berge, fühlte er sich von einer zuversichtlichen Feierlichkeit gehoben. Es war ihm, er sehe und zähle wie an einem durchsägten Stamm die Jahrringe des Werdens der alten Republik. „Sie mögen kommen, die Feinde!“ Unversehens schlüpfte dieser Schlachtruf ihm laut über die Lippen. Pathetisch und flammend züchte aus seinem Herzen eine Rede empor.

Die alten Landammänner mit Schwert und Harnisch und Halskrause, die Führer des Landes während fünf Jahrhunderten, hörten ihm zu und die ernstesten, gefurchten Gesichter taten ihm ihren Beifall kund. Die ehrwürdigen Wände, worin die Fenster in tiefen Nischen zurücktraten, wie zur

Entschuldigung dafür, daß sie das Bild der Gasse hereinfluten ließen, und die geschnitzte eichene Decke der Ratsstube begrenzten des Ratsherrn Blick auf dem Wege. Auf einmal gewahrte er einen Schatten vor seinen Augen. Eine Frau kreuzte den Weg und blieb vor ihm stehen. Meinrad lenkte die Augen aus seinem Phantasieland zu sich zurück und sah die — — Christe.

Sie redete ihn mit Ratsherr an, doch ihre weiche, überfülle Stimme war seiner harten Kampfanlage feindlich wie Wasser dem Feuer. Durch seine Sinne schoß der Gedanke: „Was will die von mir? Setzt auf dem Wege zum Rat, die Zeit drängt und ich habe an anderes zu denken.“ Die Hast und Unruhe der Gegenwart, das Amt und das Ansehen der Gemeinde und die Zeit hatten ihm zwischen sich und die Christe eine Kluft gesetzt. Weit zurück in einer dämmerigen Ferne lag, was früher oft wie ein Schatten über seine Augen und seine Stirne fuhr. Wenn seine Gedanken dem Flüchtigen naheilten, mußte er sich sagen, daß er dem Mädchen doch etwas schuldig geblieben sei. Seit sie ihr Leben wieder selber meisterte, begrub er das Schuldgefühl, das manchmal in einsamen Stunden wie der Totenwurm an seine Wand geklopft hatte.

Christe. — — — Sie maß den Raum zwischen damals und heute mit kürzeren Ellen. Etwas verwischt, doch deutlich stand Meinrads Bild noch immer in ihrem Herzen, nur die Ereignisse jener Nacht waren aus ihrem Gedächtnis ausgelöscht. Die Christe, welche die Wuhre geöffnet, und die Christe, die vor dem Ratsherrn stand, wußten nichts mehr voneinander.

„Ja“ — — — begann sie stotternd, „wollte Euch sagen, Ratsherr, damit Ihr es nicht von fremden Leuten vernehmen müßt, ich heirate in zwei Wochen.“ —

„So“, sagte er verwundert, daß sie ihm dies mitteilte, es ging ihn ja nichts an, und jede Braut hat eine stille Freude, ihre Bekannten mit der Verkündigung auf der Kanzel zu überraschen.

„Ich wünsche Euch vielmal Glück und Gottes Segen“, gab er gleichgültig zurück und setzte den Fuß wieder weiter.

Christe wollte, Aug in Aug mit dem Jugendgeliebten, das Herz überlaufen. Es war wie die Erde im Frühling voller Brunnen und spritzender Blumen.

Ihr Glück und ihre Erwartung lagen ihr auf der Zunge. Sie wollte ihm erzählen von den fünf herzigen Kindlein, denen sie Mutter werden würde. Dem Kleinsten habe sie ein rotes Kleidchen genäht, denn rot stehe dem Kleinen flachshaarigen Kugelschen so hübsch. Im Stübchen habe sie Vorhänge um die Fenster getan und die Küche mit ihrem alten schönen Geschirr ausgestattet, sie sehe ganz anders aus — — allein, er ging vorüber und hatte für sie nichts.

Während eines Augenblickes meinte Christe, ein feuchter, kalter Nebel hülle sie ein und decke ihr den Weg zu, aber plötzlich stand sie wieder in der warmen, lichten Sonne. Steinwurfweit von ihr entfernt kreuzte ein Bürger mit Meinrad den Weg und jener zog den Hut tief vor dem mit wiegenden, rhythmischen Schritten Einerschreitenden. Sie hörte den Uhrschlag und dann mit helleren Tönen eine Glocke läuten. Christe verstand nicht, aus ihrem Ton Herkunft und Ruf zu bestimmen und schloß, es sei wieder eine müde

Seele abgestorben. „Es wird so bestimmt gewesen sein von dem, der alles leitet und erhält!“

Es war eine wundervolle Ruhe und Ordnung allerwärts. Gerade Straßenzüge, die mit grünen Hecken eingefast waren, so daß weder Mensch noch Tier das Ziel verfehlen konnten. Im topfebenen Raume zwischen den Bergen standen Bäume mit mütterlich weit ausgespannten Kronen. Schatten huschten über das Land, denn die Berge setzten weiße Wölklein an die Gipfel. Ein Hauch weht sie hin und trägt sie wieder weiter, wer will ihm wehren? Wer kann ihn sehen? In der Ferne schritt Meinrad mit schwingenden Armen weiter, und Christe kam auf einmal der Gedanke: So werden auch wir geschoben wie die Wölklein am Himmel. Und es war ihr völlig klar, daß Meinrad diesem Unsichtbaren folgen mußte und nicht ihr und nicht der Schwester, sondern wie ein Zeiger am Uhrwerk. Unmählich wurde er kleiner und verschwand ganz aus ihrem Sehbereich. Und da kam eine große Beruhigung über sie. Denn, wie sie den anderen, der mit der Landschaft sich vermähelte, verlor, wärmte ihr die Liebe zu dem starken und sicheren Peter das Herz. Der weite, selbstgepönnene Rod bauschte sich wie eine Glocke um ihre Hüfte, als sie sich umwandte und den entgegengesetzten Weg einschlug.

Christe warf zehn Jahre von sich. Wie eine Schwalbe zu ihrem Nest flog sie über den Weg nach Hause. Es war schon ihr Haus, und wenn sie ihm nahe, liefen ihr die Kleinen wie Rükhlein entgegen. Das Kleid konnte sie am Sonntag anprobieren, das Bild seiner ersten Frau vom Einrahmer holen, die Handschuhe und die Stiefel und die anderen Siebensachen, die sie heute besorgen wollte, eilten alle nicht. Einfältig, auf das Neußere soviel zu geben, wenn das Herz zum Herzen stimmt. — — — Sie verschob alles auf morgen, nur die weiche Eierzöpfe für das Kleine vergaß sie nicht.

Daheim nahm sie das Kleine auf den Arm und tanzte mit ihm in der Stube. Peter staunte. Seine Ernste Christe. Sein Mund lächelte unter den fragenden Augen. Das Agathli zupfte sie am Rock und fragte: „Gell, wenn du ganz und immer unsere Mutter bist, bekomme ich ein auf's Haar gleiches Bettlein wie Agnesli, mit rotgewürfeltem Ueberzug?“

„Ja, ja“, antwortete der Witwer. — — „Ihr alle bekommt ein schönes Bett und ich das aller schönste — — —“

*

Seit früh um fünf schafften zwei Klosterbrüder schweren, schleppenden Schrittes und zwei Novizen in jungen, weichen und goldigen Bärten und schönen, hellen, den Lautropfen gleichenden Augen Blumen in die Kirche und breiteten Teppiche über die grauen Sandsteinfliesen. Vater Fidelis feierte heute seine erste Messe. Heute soll er über Teppiche schreiten, morgen trug er wieder die kalten offenen Sandalen wie sie. Schön wie der Himmel wollten sie das Gotteshaus zu der Feier schmücken und mit den Engeln musizieren. Sie durften ihm, dem Reinen, die Hände küssen und ihm die heiligen Gefäße reichen. Bruder Raymond, der zum Dienst im Chor nicht tauglich befunden worden war, weil zur frommen Erbauung der Andächtigen auch die Leibwohlgestalt des Priesters gehöre, trug den Sessel für die Regina, die geistliche

Braut, herbei und rückte ihn hin und her, einen Zoll vor, einen Zoll zurück, dann bläht er ein Stäubchen von dem roten Samtpolster, und nun dachte er sich glücklich wie Gott Vater nach der Erschaffung der Welt. Beinahe hätte er sich vergangen und wäre in diesen weichen Sessel gesessen, so unirdisch glücklich machte ihn die Herrlichkeit. — — — „Ja, wer stürmt denn schon herein? Kann man kein Augenblicklein das Gotteshaus allein für sich haben — —“

„Eine ganze Familie, groß und klein — — Wenn sie nicht noch Bett und Truhe hier aufschlagen, müssen wir froh sein“, klagte der Bruder.

Vater Ephrem belehrte ihn: „Der Peter Feierabend hält mit der Christe Umbühl Hochzeit. Ein Witwer mit fünf Kindern. Ich habe schon seine erste Ehe eingeseget, wir waren einjt Nachbarsleut. Er und sie lebten glücklich miteinander, bis der Herrgott das Weib in den Himmel hinaufgenommen hat. Er will, daß ich auch seine zweite Ehe einsege.“

Die fünf Kinder knieten nebeneinander in der Bank vor dem Vater und der neuen Mutter, und ihre Augen ruhten mit erfrischendem Wohlgefallen auf den fünf Köpfen, einer wie der andere stufenweise absteigend, alle das gleiche Flachshaar und in den verwunderten Blauaugen die zupfende, heimlich flüsternde Erwartung. „Seppli ist das stillste“, sagte Christe, lächelte Peter an und fühlte die Wärme seiner braunen Augen wie Maiensonnenschein um ihr feliges Menschendasein fluten. „Ei, du Dampi!“ Hatte sie das nicht früher gesehen? Dem Marieli war die weißseidene Schleife im Haar locker geworden, es könnte sie verlieren, es mußte sie doch wieder zur ersten Kommunion anlegen ... Und das kleine Bummerli verstand noch nicht die Hände zu falten. So — — jezt ist's recht ... „Heilige Maria Mutter Gottes.“ — — — Ach, sie konnte nicht beten, ihr Herz war übergelb von Glück und Wonne.

Dann winkte der Priester sie ins Chor. Peters „Ja“ war stark, körperlich, kein Sturm vermochte es zu verwischen, so wenig wie diese Mauern. Christe ward wie in ein Flöcklein Schnee verwandelt; weich, zerfließend in der Sonne eines unendlichen Glückes hauchte sie ihr „Ja“. Tränen rollten aus ihren Augen und sammelten sich in einem rundlichen Grübchen ihres lächelnden Gesichtes. Bräutliche Wonne trugen sie auf Flügeln davon, daß sie fast das Gefühl für die Gegenständigkeit von Ort und Umgebung verlor. Auf einen Wink des Geistlichen führte sie Peter in die Kirche zurück.

Das Schiff hatte sich unterdessen mit festtäglich gebleibtem Volke gefüllt. Die Orgel begann zu jubeln, Geigen verhauchten sehnsüchtig, der junge Priester im golddurchwirkten Ornat, die Leviten und Chordienner, seine geistlichen Verwandten, die Braut und Meinrad, sein großer Gönner, hielten Einzug in die Kirche, königliche Ehren wur-

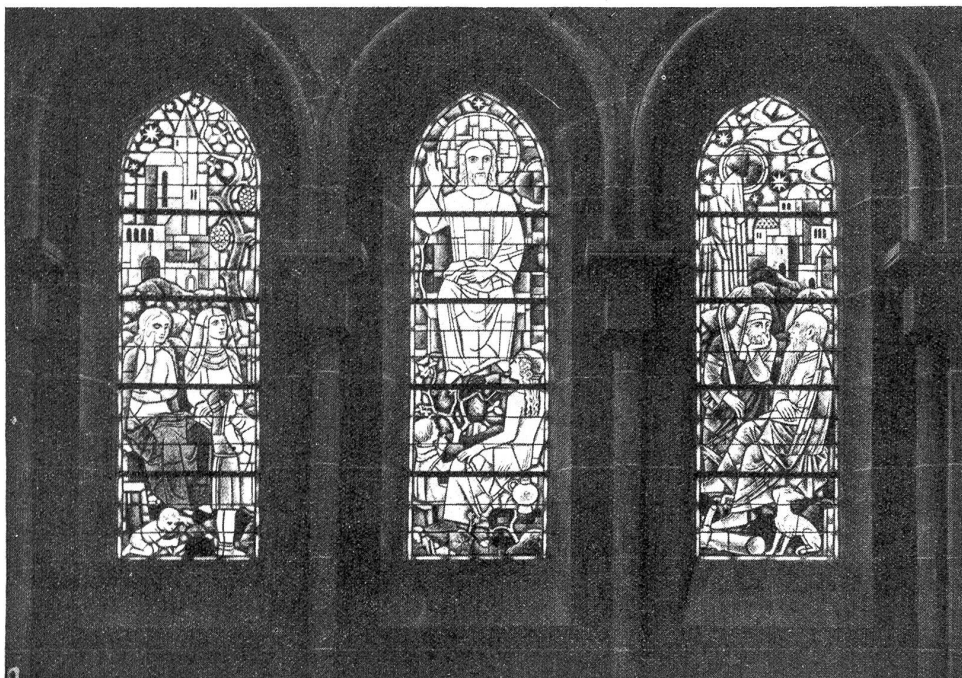


Louis de Meuron, Marin: Denys. Aus: O mein Heimatland 1936. Verlag Dr. Gustav Grunau, Bern.

den ihnen zuteil, man legte ihnen die Hände unter die Füße, setzte sie in samtene Armstühle und sie durften die Finger in silbernen Weihwasserbücheln neken. Meinrad zog in seiner Ratsherrenstattlichkeit aller Augen auf sich und Regina leuchtete wie eine Ampel, ihre Lippen bebten leise, war's Beten oder Zittern heiliger Rührung und Andacht? Aber zum Altare schritt der Mönch allein. Die geistliche Braut trug ein seidenes Kleid und kniete auf einer teppichbelegten kleinen Kanzel dem Altare gegenüber, allein, sie durfte dem geistlichen Bräutigam nicht einmal die Hand küssen.

Christe hat ihren Gatten, noch bleiben zu dürfen. Die Feierlichkeit des Gottesdienstes, der Lobgesang der Studenten wurde eins mit ihrem Glück und flog durch die hohen Hallen, doch so, daß sie immer auch den sicheren Boden unter den Füßen fühlte. Sie zog einen Vergleich zwischen den zwei Bräuten, zwischen Regina und sich, und von ihrem Herzen aus brauste ihr durch alle Glieder der Siegesruf: Ich bin die Glücklichere! Um meinen Bräutigam schließen sich nach diesem rauschenden Feste nicht die Mauern, sie durfte ihn ewig und immer besitzen und lieben.

Auf einmal fing das kleine runde Bummerli, auf Agnesli war's getauft, doch riefen ihm die Geschwister nie diesen Namen, mit einem wehmütig süßen Stimmchen zu weinen



Albin Schveri: Fenster in der Christkatholischen Kirche Bern, die Bergpredigt darstellend.

an. Christe begriff trotz ihrer himmelschwebenden Seligkeit. Ei, sie hatten in der Kirche doch zu lange gesäumt. —

Sie hob also die Fünfjährige auf den Arm und trug's hinaus, Peter hinter ihr und dann die vier anderen hellen Köpfe, gleich einer Treppe übereinander. Und nicht eine oder einer war in der Kirche, die nicht der Frau nachschauten und im Herzen ihre Tapferkeit rühmten. Und obgleich von der Orgel lachenrein das Alleluja erklang und der junge Priester mit zitternder Ehrfurcht das Weihrauchfaß schwang, schossen hinten in den Bänken die Weiber einander in die Ohren: „Sie übernimmt eine Bürde“, und die andere antwortete: „Den Kleinen wünsche ich Glück zu dieser Stiefmutter, wahrhaft ein Glück für sie“. Und die dritte rief: „Vom Peter sagt ihr nichts — — der hat das große Los erwischt“.

Doch, was niemand gehört und gesehen, trug Christe mit sich hinaus. Einen Blick von Meinrad, der ihr seine innersten Gedanken verriet. Eine runde, muntere Zufriedenheit glänzte auf seinem Gesichte, in der Andacht und Sammlung der heiligen Feier hatte er Einkehr gehalten und ein tiefer Blick in ihre Augen versicherte ihr: „Wie froh und zufrieden bin ich, daß ich dich glücklich und in einem schönen Wirken weiß, denn du mußt schaffen und wirken, bei mir wärst verdorrt ... Vergib mir“. — Ende —

Albin Schveri.

Das neue schweizerische Glasbild.

Die Stadt Bern hat jüngst einen neuen kirchlichen Schmuck erhalten: Kirchenfenster in der Christkatholischen Kirche von Albin Schveri. Nicht nur Bern hat damit eine neue Bereicherung seiner Kunstgüter erfahren, sondern dem schweizerischen Glasbild der Neuzeit wurde ein markantes Stück besichert.

Die Kirchenfenster der Christkatholischen Kirche bringen die Bergpredigt. Die Christusgestalt nimmt in diesen Szenen eine dominierende, überragende Stellung ein. Als Ausgleich sind in den beiden seitlichen Feldern die Vertikalen durch landschaftlichen, orientalischen Architekturaufbau betont. Die Zuhörer verkörpern gleichzeitig die Lebensalter. Die Fenster bilden eine in sich geschlossene Einheit und sind ganz aus dem Werkstoff, aus dem Wesen der Glasmalerei mit ihren Eigengesetzen herausgestaltet. Die Bildkomposition ist farbig und formal tektonisch streng und klar aufgegliedert. Das Bildwerk ist sakral empfunden und steht in organischem Zusammenhang mit dem Raum. Es bildet gleichsam die Fortsetzung der Mauerfläche und wirkt so als farbig glühende, gläserne Wand. —

Albin Schveri ist eine eigene, festumrissene Persönlichkeit auf dem Gebiete der Glasmalerei,

deren Wert uns erst recht inne wird, wenn wir das Glasbild der Schweiz überhaupt in Betracht ziehen. In diesem weit gespannten Rahmen, der in frühere Jahrhunderte geht, erscheint Albin Schveri nicht als absoluter Neuerer, und auch nicht als ein Künstler, der sich streng an Ueberliefertes hält, dieses wieder aufnimmt und nachbildet, genau den alten



Albin Schveri, Bern: Selbstbildnis.

Gesetzen und Vorbildern gehorchend. Nein, Albin Schveri nimmt einen ganz andern Rang ein, einen, der die Werte